

Zum Geleit

In diesem Herbst ist es zehn Jahre her, dass wir am 1. Dezember 2007 die Einweihung unseres Hauses Königstein feiern konnten. Ja, es war ein wirkliches Feiern, denn wir mussten für die Grußworte in die nahe evangelische Kirche umziehen, so viele Freunde und Wohltäter des Instituts waren gekommen, um die Einweihung zu erleben.

In diesem Jahrzehnt haben wir viel Lob gehört, wenn Besucher von der „sudetendeutschen Oase in Oberhessen“ sprachen, aber es gab auch einen schweren Verlust: Vor zwei Jahren, am 11. Dezember 2015 kam die schmerzliche Nachricht, dass Gott den Geistlichen Rat Dr. Wolfgang Stingl zu sich gerufen hatte. Er war unser Vorsitzender seit 2003, als das Institut noch seinen Sitz in Königstein hatte. Als die schmerzliche Auflösung der alten Königsteiner Anstalten abgeschlossen war, bot uns Dr. Stingl ein neues Domizil in Geiß-Nidda und die Mitglieder unseres e. V. stimmten ab und nahmen das Angebot an. Durch den Namen *Haus Königstein* für das bescheidene Gebäude wollten wir das Institut im Geist von *Königstein* weiterführen. Denn die Gebäude in Königstein waren mehr als Bauten, Institutionen oder Institute. Königstein war ein Begriff und 1951, als der tschechische General Lev Prchala in Königstein sprach und das *Wiesbadener Abkommen* bekräftigte, schrieb der *Volksbote* vom „Geist von Königstein“.

Diesen Geist wollten wir weiterführen und weitergeben. Ob es uns gelungen ist, können nur Sie als Leser unserer Mitteilungen und als Besucher unserer Tage der offenen Tür beurteilen. Wir werden am Todestag von Pfarrer Stingl seiner gedenken und uns noch mehr als bisher bemühen, dem gerecht zu werden, was *er für* Nidda und *in* Nidda wollte. Dazu gehört auch das von ihm gegründete *Jüdische Museum*, das ihm am Herzen lag.

Das von der Bischofskonferenz verfügte Ende der Vertriebenenenseelsorge 2016 hat Pfarrer Stingl nicht mehr erlebt. Aber sein Geist lebt weiter, wie die Bemühungen um das Weiterführen der Vertriebenenwallfahrten in der Diözese Mainz zeigen. Da Pfarrer Stingl im Jahre 2008 eine Wallfahrt in seine Heimat Egerland mit dem Institut durchführte, werden wir 2018 zum 10. Jahrestag gleichfalls eine Wallfahrt mit der Gemeinde Nidda vorbereiten und dabei auch nach Prag fahren, denn als ein in Eger Geborener war Wolfgang Stingl auch ein Prager Diözesan. Erst seit 1993 gehört das Egerland zum neuen Bistum Pilsen.

Die Termine unserer Wallfahrten und Studienfahrten für 2018 finden Sie auf Seite 31. Sie können die Programme ab sofort anfordern, aber denken Sie daran, dass unsere Fahrten bisher relativ schnell ausgebucht waren.

Vor 75 Jahren hat die Schlacht bei Stalingrad die Wende im Zweiten Weltkrieg gebracht. Weihnachten 1942 hat im Kessel von Stalingrad der protestantische Arzt und Pastor Dr. Kurt Reuber mit Holzkohle auf die Rückseite einer russischen Landkarte die *Madonna von Stalingrad* gezeichnet. Ein schwer verwundeter Offizier, der noch ausgeflogen werden konnte, hat das Bild der Ehefrau Reubers überbracht. Reuber überlebte die Gefangenschaft nicht.

Das Bild wurde 1983 von der Familie der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin übergeben und dient seitdem als Aufruf zum Gebet für alle Opfer des Krieges. Wir haben für Sie dieses Bild auf der Titelseite veröffentlicht.

Auf der Rückseite dieses Heftes sehen Sie die Königsteiner *Madonna der Vertriebenen*. Ihr Schöpfer war der Schlesier Erich Jäkel, der in Stalingrad gelobte, der Muttergottes eine Statue zu schaffen, wenn er Krieg und Gefangenschaft überleben sollte. Er löste das Gelübde ein und schuf für Königstein die Schutzmantelmadonna.

Mit ihr und ihrem Kinde auf dem Arm grüße ich Sie alle und wünsche Ihnen im Namen aller Mitarbeiter und des Vorstandes:

Frohe Weihnachten und ein gesegnetes Neues Jahr.

Ihr



Rudolf Grulich

Tage der offenen Tür

Auch im Neuen Jahr wollen wir die Tradition unserer Tage der offenen Tür im Haus Königstein weiterführen. Als generelles Thema haben wir entscheidende Gedenktage gewählt, welche bedeutsam für die Geschichte der böhmischen Länder waren: 1618, 1918 und 1968.

27. Januar 2018: 1618 – War der Dreißigjährige Krieg wirklich ein Glaubenskrieg?

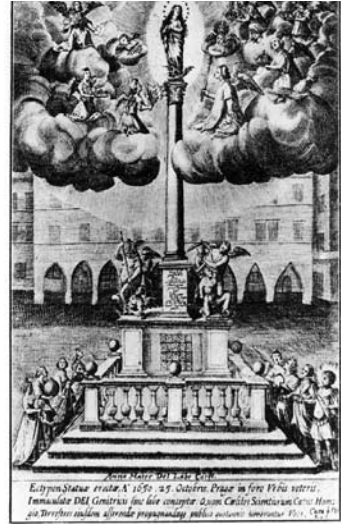
24. Februar 2018: 1918 – Ende des alten Europa

10. März 2018: 1968 – Von der Vertreibung zum Prager Frühling.

Beginn jeweils um 14.00 Uhr in Geiß-Nidda, zum Sportfeld 14.

Der Sturz der Prager Mariensäule 1918 als politisches und religiöses Fanal

Wenn wir heute aus einer gewissen zeitlichen Distanz ein bestimmtes historisches Ereignis betrachten, so kann dieses im Nachhinein als Symbol oder Fanal für eine sich abzeichnende Zukunft gedeutet werden. Dies kann sicher für den Sturz der Mariensäule auf dem Altstädter Ring in Prag, am 3. November 1918, ein paar Tage nach der tschechoslowakischen Unabhängigkeitserklärung, gesagt werden. Die Mariensäule wurde als Rache für vermeintlich erlittenes nationales Unrecht, als Ergebnis des Wunsches nach Abrechnung mit der katholischen Kirche und der Monarchie, die man für die Unterdrückung des tschechischen Volkes verantwortlich machte, von fanatischen tschechischen Nationalisten gestürzt.



Stich der Mariensäule in Prag

Entstehung der Säule

Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges war Prag 1648 von einem schwedischen Heer bedroht. Dieses konnte Prag jedoch nicht völlig erobern. Zum Dank dafür, dass Prag vor der Verheerung durch die Schweden verschont blieb, ließ Kaiser Ferdinand III. am 22. April 1650 die Errichtung der Mariensäule verfügen. Schon am 23. Mai des selben Jahres erfolgte die Grundsteinlegung und am 20. September die Aufstellung. Dabei wurden sowohl Form, Aufstellung und Inschrift wesentlich durch den Willen des Bauherrn beeinflusst. So wurde die Säule auch am 13. Juli 1652, dem 44. Geburtstag des Kaisers, feierlich eingeweiht. Als Künstler für die Schaffung der Säule konnte der Bildhauer Johann Georg Bendl gewonnen werden. Er war der führende Bildhauer der Gegenreformation in Prag. Die Mariensäule schuf er im jugendlichen Alter von ungefähr zwanzig Jahren. Die Säule galt als sein Hauptwerk. Die Säule hatte eine lateinische Inschrift. Sie lautete: „VIRGINI GENITRICI SINE ORIGINIS LABE CONCEPTAE, PROPUGNATE AC LIBERATAE URBIS ERGO, CAESAR PIUS ET IUSTUS HANC STATUAM POSUIT“.

Ins Deutsche übersetzt, lautet die Inschrift wie folgt: „Der ohne Makel der Erbsünde empfangenen jungfräulichen Gottesmutter errichtete

der Kaiser aus frommem und gerechten Dank für die Verteidigung und Befreiung der Stadt dieses Standbild“. Diese Inschrift nannte als Grund der kaiserlichen Stiftung das Wirken der unbefleckten Jungfrau für die Verteidigung und Befreiung der Stadt vor Kriegsfolgen. Somit war die Mariensäule ein Ehrendenkmal für die Unbefleckte Empfängnis und dadurch auch in gewissem Sinne ein Weihedenkmal. Die Stadt war dadurch der Unbefleckten Empfängnis auch für die Zukunft anvertraut.

Religiöse Nutzung der Säule

Wie in anderen Städten, wo solche Mariensäulen entstanden waren, fanden auch in Prag regelmäßige Andachten und Prozessionen zur Mariensäule statt. Der Jesuit Johannes Miller konstatierte, dass man nirgends in Europa bei einer solchen Prozession so viel Glanz sähe. Gegenüber den Mariensäulen von Wien und München besaß die Prager Mariensäule die Besonderheit, dass am Sockel des Denkmals eine Kopie der Muttergottes von Altbunzlau eingesetzt worden war. Das bedeutete ein bewusstes Anknüpfen an die vorhussitische Praxis der Marienverehrung, die vor allem in Verbindung zu dem um 1400 entstandenen Reliefbild von Altbunzlau gesehen werden muss. Die Gläubigen beteten nicht nur vor dem Bild der Unbefleckten Empfängnis in ihren persönlichen Anliegen, sondern flehten auch zu Maria, die als Schutzschild Böhmens angesehen wurde. Hierin soll Kaiser Ferdinand dem Vorbild seines Vaters gefolgt sein, der zur Rettung des Marienbildes von Altbunzlau einen Freiherrn begnadigte, der zum Feind übergelaufen war.

Der religiöse Charakter der Säule hatte auch praktische Folgen für die unmittelbare Umgebung. Ferdinand III. ließ noch vor der Grundsteinlegung die öffentliche Richtstätte vom Altstädter Ring an einen anderen Platz verlegen, weil sich die Ausübung der Gerichtsbarkeit mit dem Charakter des Motivdenkmals nicht vertrug. Ein Teil des Platzes um die Säule wurde mit Ketten umgeben. Innerhalb dieser Absperrung blieben Handel und Verkehr, sowie fastnachtliches Treiben vor allem während der samstäglichem Andachten verboten. Es war also auf dem Altstädter Ring nicht nur ein Standbild, sondern ein heiliger Ort, eine katholische Kultstätte entstanden. Am zentralen Ort der böhmischen Hauptstadt bedeutete dies aus Sicht eines gläubigen Katholiken die entscheidende zentrale Prägung des Landes als einem der Unbefleckten Empfängnis geweihten Landes.

Neohussitisch-religiöser Wandel der Gesellschaft im 19. Jahrhundert

1848 fand in Prag der Slawenkongress statt. In der Folge begannen sich die Tschechen auf ihre nationale Geschichte und Traditionen zu

besinnen. Im Mittelpunkt dieser Bestrebungen stand die Verehrung des 1415 in Konstanz hingerichteten Jan Hus, der immer mehr zu einer tschechischen Geschichtssikone umgeformt wurde. In nationalistischen Kreisen wurde Jan Hus zur Verkörperung der tschechischen Nation. So wie Hus in Deutschland ungerecht getötet worden war, so war die tschechische Nation aus Sicht der Nationalisten durch die Deutschen zum langsamen Volkstod verurteilt. Diese Sicht der Dinge musste zum Konflikt mit den Deutschen im Land und mit dem katholischen Glauben führen, da der erweckte tschechische Nationalismus im Katholizismus eine untschechische Glaubensrichtung erblicken konnte.

Es kam daher auf Seiten der Tschechen zu einer teilweisen Abwendung von der katholischen Kirche. Dies zeigte sich zunächst darin, dass viele Tschechen auf dem Papier katholisch blieben, aber ihren Glauben nicht mehr praktizierten. Zu einer hohen Zahl von Kirchenaustritten sollte es daher nach Gründung der Tschechoslowakischen Republik im November 1918 kommen. Laut Volkszählung aus dem Jahre 1921 hatten demnach in den tschechischen Ländern mehr als 1 200 000 Personen die Katholische Kirche verlassen. Davon blieben 717 000 bekenntnislos. Ein Teil der aus der katholischen Kirche Ausgetretenen schloss sich der „Tschechoslowakischen Kirche“ an, die knapp eine Millionen Mitglieder erreichte. Diese Kirche knüpfte bewusst an hussitische Traditionen an. Dabei ist zur berücksichtigen, dass der Anteil derer, welche die katholische Kirche verlassen hatten, bei Staatsbeamten noch höher war. Bei den Lehrern betraf die Austrittswelle fast die Hälfte des Bestandes. So war der Anteil der Katholiken unter den Tschechen von 90 % auf 70 % gesunken, während der Katholikenanteil bei den Deutschen in Böhmen bei 90 % bestehen blieb.

Die aus der Kirche Ausgetretenen waren aber nicht einfach nur den anderen gegenüber gleichgültig, sondern entwickelten teilweise einen Hass auf alles, was katholisch und deutsch war. Dies geschah, obwohl schon in Zeiten der Monarchie zwischen 1850 bis 1914 die Deutschen immer mehr national ins Hintertreffen gerieten und von einer Vormachtstellung der Deutschen schon vor 1914 keine Rede mehr sein konnte. So verloren die Deutschen nach und nach in einigen bedeutenden Städten die Mehrheit an die Tschechen. So wurde Neuhaus schon um 1850, Prag 1860, Lundenburg um 1880, Budweis um 1890 und Brünn um 1910 von einer deutschen zu einer überwiegend tschechischen Stadt. Der tschechische Nationalismus, getränkt von nationalen Mythen vom ewigen Kampf der Tschechen gegen die Deutschen, war unfähig, diese anderslautenden Fakten wahrzunehmen und begann in der Zurückdrängung und Bekämpfung alles Katholischen und Deutschen eine nationale Aufgabe zu erblicken. Es galt,

Rache für die so empfundene jahrhundertelange Unterdrückung der tschechischen Nation zu nehmen.

So kam es nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik zum Sturm auf zahlreiche Denkmäler, von denen die Mariensäule in Prag nur das prominenteste Opfer gewesen ist. Ein weiteres Beispiel sei hier aus dem Jahre 1919 angefügt. Am 15. Mai 1919, dem Feiertag des heiligen Johannes von Nepomuk, veranstaltete der tschechische Freidenkerverband eine Kundgebung auf dem Altstädter Ring gegen Johannes von Nepomuk, dem „Heiligen der Finsternis und des katholischen Aberglaubens“, wie er dort betitelt wurde. Als um acht Uhr abends die benachbarte Teinkirche zur Abendandacht läutete, fühlte sich die aufgehetzte Menge provoziert, versuchte das Läuten der Glocken zu unterbinden, drang in der Kirche bis zum Hochaltar vor, ohrfeigte den anwesenden Priester und zerschlug die Ewig-Licht-Lampen. Im Anschluss daran wollte man zur Karlsbrücke, um die Statue des Heiligen Nepomuk in die Moldau zu stürzen. Daran wurde man aber von den Gläubigen gehindert, die am Festtag des Heiligen auf der Brücke gerade eine Andacht abhielten. Heute erleben wir eher einen stillen Auszug aus der katholischen Kirche, damals aber gebärdete sich die Distanzierung von der katholischen Kirche in Böhmen mit einer Aggressivität, die ihre Energie aus einer Nationalreligion bezog. Es war ein nationalreligiöser Fanatismus, der sich hier Bahn brach.

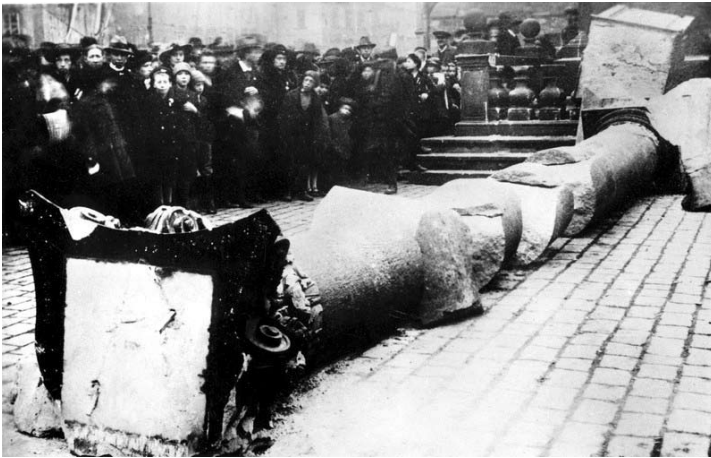
Der dramatische Sturz der Mariensäule

Während des Ersten Weltkrieges wurde 1915 auf dem selben Platz, auf dem die Mariensäule stand, in durchaus gehörigem Abstand, zur Erinnerung an die Verbrennung von Jan Hus im Jahre 1415 in Konstanz, ein großes Hus-Denkmal enthüllt. Tschechische Befürworter des Standortes begründeten die Wahl damit, dass auf dem Altstädter Ring, dem Hauptplatz der böhmischen Hauptstadt, die beiden großen geistlichen Strömungen, die die tschechische Nation geprägt hätten, nämlich die katholische und die hussitische, einen würdigen Ausdruck finden sollten. Indes wurde die benachbarte Mariensäule von den tschechischen Nationalisten immer mehr als provozierende Konkurrenz zum Husdenkmal gesehen. Das Miteinander der beiden Denkmäler sollte dann auch nur drei Jahre dauern.

Am 28. Oktober 1918 wurde die Tschechoslowakische Republik als selbständiger Staat ausgerufen. In Folge der allgemeinen nationalen Euphorie wurden zahlreiche nationale Kundgebungen organisiert. Am 3. November fand eine Versammlung auf dem Weißen Berg statt, wo 1620 das kaiserliche Heer die Armee der böhmischen Stände geschlagen hatte. Diese Schlacht war Beginn der Rekatholisierung Böhmens und der Gleichstellung der deutschen Sprache neben dem

Tschechischen im Lande. Tschechische Nationalisten sahen in dieser Niederlage den Beginn einer lang anhaltenden nationalen Knebelung. So wurde als Wiedergutmachung für die empfundene nationale Schmach, eine *Rache* für den *Weißer Berg* verlangt.

Im Anschluss an die Kundgebung am 3. November 1918 wurde die aufgeputschte Menge zum Altstädter Ring gelenkt. Dort sollte sich die aufgestaute nationale Wut an der Mariensäule entladen, die auf dem Platz stand, auf dem im Anschluss an den Sieg am Weißer Berg die kaiserliche Macht 27 Vertreter der aufständischen und nun besiegten Stände hinrichten ließ. Der tschechische Nationalismus interpretierte diese Exekution als Hinmordung treuer tschechischer Patrioten, obwohl mindestens sieben davon deutscher Abstammung waren, was ziemlich genau der prozentualen nationalen Bevölkerungszusammensetzung entsprach. Doch nationale Inbrunst kennt kein Interesse für Fakten.



*Gestürzte
Mariensäule
1918*

Der Sturz der Mariensäule wurde journalistisch als spontane Reaktion der aufgebrachten Volksmasse präsentiert. Doch war der Sturz der Säule sorgfältig vorbereitet und organisiert, denn zur Niederlegung des massiven, 15 Meter hohen Standbildes, bedurfte es mehr als Wut und Muskelkraft. So stand die Feuerwehr der Prager Vorstadt Žižkov bereit, dem „Volkszorn“ auch die nötige technische Energie zur Zerstörung des religiösen Kunstwerkes zur Verfügung zu stellen. Eine bekannte tschechische Athletin erklimmte die Statue, um die Seile zum Umreißen zu befestigen. Federführend in der Organisation der Aktion war der Schauspieler František Sauer. Der bekannte Autor Jaroslav Hašek, dem wir die populären Geschichten des „braven Soldaten Schwejk“ verdanken, soll mit von der Partie gewesen sein. Beim ersten Versuch des Umsturzes riss das Seil. Es folgten weitere Versuche. Graf Nicolaus Belecredi, der einen der Anführer zum

Umdenken bewegen wollte, wurde von hinten niedergeschlagen. Eine ungenannte Frau wollte den Sturz der Säule verhindern und warf sich auf die vorgesehene Fallstelle. Sie entging nur knapp den niederstürzenden Steinmassen.

Dass der Sturz der Mariensäule nicht nur als spontaner Akt wütender Volksmengen zu werten ist, sondern auf die Zustimmung der Machthabenden traf, obwohl einige Tschechen ihr großes Missfallen an der Aktion zum Ausdruck brachten, wird daran deutlich, dass der noch stehende Sockel mit Inschrift und flankierenden Engeln und der noch vorhandenen Balustrade dann nicht von aufgebrauchten Volksmengen entfernt wurde. Die Reste müssen mit organisierten technischen Hilfsmitteln entfernt worden sein. Wer genau die völlige Entfernung des noch stehenden großen Sockels angeordnet hat, darüber schweigen die Quellen.

Versuche zur Wiedererrichtung der Mariensäule

Schon bald nach dem Sturz der Säule begannen Geldsammlungen für die Wiedererrichtung des religiösen Denkmals. Aber weder während der Ersten Republik, geschweige denn unter der Naziherrschaft und dem schon 1948 folgenden kommunistischen Regime, konnte an den Wiederaufbau gedacht werden.

Nach der Wende 1989 wurde 1990 eine „Gesellschaft für den Wiederaufbau der Mariensäule“ gegründet. Sie zählte im Jahre 2004 über 500 Mitglieder. Es entstand in den Prager Zeitungen ein beachtlicher argumentativer Schlagabtausch von Befürwortern und Gegnern der Wiedererrichtung der Säule. Interessant ist, dass die nationalhussitische Seite nun völlig entgegengesetzt argumentierte als noch 1915, bei Errichtung des Husdenkmals. Damals wurde, wie schon gesagt, gerade begrüßt, dass auf dem Prager Hauptplatz ein Nebeneinander der beiden prägenden geistigen Kräfte des tschechischen Volkes zum Ausdruck käme. Nach dem Sieg des Neohussitismus im Jahre 1918 wird nun von den Nachfolgern dieser geistigen Richtung noch im Jahre 1990 ganz entgegengesetzt argumentiert: eine wieder aufgerichtete Mariensäule auf dem Altstädter Ring befände sich in unzumutbarer Nähe zum tschechisch-antikatholischen Helden Hus. Die Gesellschaft für den Wiederaufbau der Mariensäule ließ am 3. November 1993, dem 75. Jahrestag des Mariensäulensturzes, im Pflaster auf einer eingelassenen Steinplatte eine Inschrift einmeißeln. Die Inschrift lautete: „Hier stand und wird stehen die Mariensäule“. Der Teil mit den Worten „wird stehen“ musste auf Verlangen des Prager Magistrates wieder getilgt werden. Bei einem Besuch in Prag vor ein paar Jahren, habe ich leider selber die beschädigte Steinplatte mit dem zerkratzten Inschriftenabschnitt sehen müssen. Im Jahre 2001 wurde ein 18 Tonnen schwerer Sandsteinblock aus Indien

besorgt, um die Säule wieder komplettieren zu können. Die Arbeiten dazu sind mittlerweile abgeschlossen. Die Säule könnte wiedererrichtet werden.

Am 15. September, dem Gedenktag der Sieben Schmerzen Mariens, wurde die Nachricht bekannt, dass der Prager Stadtrat einen Beschluss gegen die Wiedererrichtung der Mariensäule auf ihrem alten Platz gefasst hatte. Wann und wo die Säule nun endgültig aufgestellt werden soll, ist nun wieder offen. Jedenfalls wird es voraussichtlich nicht an ihrem angestammten Platz sein. Das Nein des Prager Stadtrates zur Mariensäule bedeutet eine symbolische Bestätigung des Verharrens im neohussitischen Denken. So wie es kein Miteinander von Mariensäule und Hus-Denkmal auf dem Altstädter Ring geben kann, gab es kein Miteinander von Deutschen und Tschechen in Böhmen und kein weiteres Miteinander von Tschechen und Slowaken in einem gemeinsamen Staat. Die politischen Folgen der tschechischen Nationalmythen manifestieren sich hier bildlich sichtbar in ihrer Unfähigkeit zur Symbiose.

Sturz der Mariensäule im Kontext zur Botschaft von Fatima

Die Kalenderdaten, die im Zusammenhang mit der Prager Mariensäule stehen, weisen einige merkwürdige „Zufälligkeiten“ auf. Nicht zufällig dürfte die Datierung des Errichtungsdekretes am 22. April gewählt worden sein. Denn am 22. April feiert der Jesuitenorden das Fest Maria, Mutter der Gesellschaft Jesu Die Jesuiten waren maßgeblich für die Rekatholisierung Böhmens vorgesehen. Auch nicht zufällig dürfte das Datum für die Grundsteinlegung für den Bau des Monuments am 23. September, dem Vortag, bzw. Vorabend des Festes Maria, Hilfe der Christenheit am 24. September gewählt worden sein.

Die feierliche Einweihung an einem 13. Juli geschah seinerzeit am Geburtstag Ferdinands III., des Initiators der Säule. Im Jahre 1652 kannte der 13. eines Monats noch keinen marianischen Bezug. Den gibt es erst seit der Erscheinung Unserer Lieben Frau von Fatima, die jeweils zwischen Mai und Oktober 1917 an einem 13. den drei Seherkindern erschienen war. Am 3. Juli gab sie der Welt unter anderem folgende Botschaften: „Opfert euch auf für die Sünder und sagt oft, besonders wenn ihr ein Opfer bringt: „Jesus, aus Liebe zu Dir, für die Bekehrung der Sünder und zur Sühne für die Sünden gegen das Unbefleckte Herz Mariä!“ Nachdem die Gottesmutter den Kindern die Hölle gezeigt hatte, sagte sie: „Ihr habt die Hölle gesehen, auf welche die armen Sünder zugehen. Um sie zu retten, will Gott die Andacht zu meinem Unbefleckten Herzen in der Welt begründen. Wenn man tut, was ich sage, werden viele gerettet werden; wenn man aber nicht aufhört, Gott zu beleidigen, wird unter dem Pontifikat Pius XI. ein

neuer, noch schlimmerer Krieg beginnen. Wenn ihr eine Nacht erhellt sehen werdet, durch ein unbekanntes Licht, dann wisset, dass dies das große Zeichen ist, das Gott euch gibt, dass er nun die Welt für ihre Missetaten durch Krieg, Hungersnot, Verfolgung der Kirche und des Heiligen Vaters strafen wird. Um das zu verkünden, werde ich kommen, um die Weihe Russlands an mein Unbeflecktes Herz und die Sühnekommunion an den ersten Samstagen einzuführen. Wenn man auf meine Wünsche hört, wird Russland sich bekehren, und es wird Friede sein, wenn nicht, dann wird es seine Irrlehren über die Welt verbreiten, wird es Kriege und Verfolgungen über die Kirche heraufbeschwören, die Guten werden gemartert werden und der Heilige Vater wird viel zu leiden haben; verschiedene Nationen werden vernichtet werden; am Ende aber wird mein Unbeflecktes Herz triumphieren. Der Heilige Vater wird mir Russland weihen, das sich bekehren wird, und es wird der Welt eine Zeit des Friedens geschenkt werden. (...)“

Unsere Liebe Frau in Fatima erschien 1917, ein Jahr vor den revolutionären Ereignissen in Prag. Aus der Rückschau erschien sie genau vor Beginn antireligiöser Turbulenzen und negativer politischer Umwälzungen in Europa, die eine Reihe von menschenverachtenden Diktaturen nach sich zogen. Der Ruf der Muttergottes ist vor allem ein Ruf zur Umkehr von falschen Wegen. Die Erscheinung von Fatima wurde kirchlich anerkannt und durch die Heiligsprechung der drei Seherkinder bestätigt.

Wenn man in die Geschichte schaut, können wir sehen, dass die meisten der Voraussagen erfüllt wurden. Die Welt bekehrte sich nicht, es kam zwischen 1939 und 1945 ein schlimmerer Krieg, viele Gerechte haben gelitten, die Kirche wurde verfolgt, Russland verbreitete seine Irrlehren über die Welt. Johannes Paul II. hat dann zwar in seinem Pontifikat Russland dem Unbefleckten Herzen Mariens geweiht, doch es bestehen Zweifel, ob sich die Welt wirklich bekehrt hat. Die über die Welt verbreitete Abtreibungspraxis, Gender-Mainstreaming und die Entfernung christlicher Symbole aus der Öffentlichkeit deuten in eine andere Richtung. Und einige der Botschaften der Gottesmutter scheinen sich auf eine noch zu erfüllende Zukunft zu beziehen, wie zum Beispiel, dass der Heilige Vater viel zu leiden haben werde oder die Voraussage, dass ganze Nationen vernichtet werden.

Schauen wir nach Böhmen in die Zeit zwischen 1918 bis heute. Zwischen 1918 und 1938 erlebte das Land eine Scheinblüte. Scheinblüte deshalb, weil nationale Gegensätze nicht ausgeräumt, sondern verschärft wurden, die katholische Kirche wurde zwar nicht verfolgt, sondern zurückgesetzt und im Bestand vermindert. Wirtschaftliche Vorteile gab es nur für Tschechen auf Kosten der übrigen Völker, die im tschechoslowakischen Staat lebten. Dann kam 1938 die Zerteilung des Landes durch das Münchener Diktat. 1939 begann der unselige

Vernichtungskrieg der Nationalsozialisten. Viele Tschechen, Juden und auch Deutsche kamen in Konzentrationslagern ums Leben. Nach dem Krieg kam es zur Vertreibung der Deutschen und auch teilweise der Ungarn. Insgesamt dürfte die Tschechoslowakei zwischen 1938 und 1945 eine Opferzahl erreichen, die nach Hunderttausenden zählt und die unmittelbare Folge von Terror, Kriegs- und Vertreibungsfolgen waren. 1948 wählte das Land als einziges im östlichen Mitteleuropa freiwillig ein kommunistisches Regime. Nach 1948 kam es zu stalinistischen Verfolgungen. Wieder landeten Tausende von Menschen im Gefängnis, wurden wegen ihrer religiösen und politischen Überzeugungen verfolgt und verließen das Land. Der „Prager Frühling“ im Jahre 1968 wurde brutal niedergeschlagen. Es dauerte noch einmal zwanzig Jahre, bis die kommunistische Herrschaft abgeschüttelt werden konnte. Nach Beendigung der kommunistischen Herrschaft zerfiel 1990 auch die neue demokratische Republik in zwei unabhängige Länder. Die Tschechoslowakei sollte endgültig der Vergangenheit angehören. Nun gab es die Tschechische und die Slowakische Republik. In Tschechien können heute Anzeichen für eine wirtschaftliche Blüte beobachtet werden. Allerdings macht das Land einen sehr befremdlichen Eindruck, wenn man von Deutschland aus in die ehemals deutsch besiedelten Gebiete an der Grenze kommt. Der äußere Eindruck wird dominiert von Ramschmärkten asiatischer Händler, Glücksspielhallen und Prostitution, letztere beiden Eindrücke vermitteln keine Anzeichen für eine innere Bekehrung des Landes. Die Kirchenzugehörigkeit in Tschechien geht weiter zurück. Alle christlichen Konfessionen zusammen erreichen keine 20 Prozent der Bevölkerung mehr. Eine wirkliche Aussöhnung zwischen Tschechen und den ehemaligen deutschen Landesbewohnern hat nicht stattgefunden und die deutsche Kultur und Sprache im Land wird in neohussitischer Tradition aus der Öffentlichkeit verdrängt. Es hat seit 1918 kein wirkliches Umdenken stattgefunden.

So erscheint das Nein zur Wiedererrichtung der Mariensäule als logische Konsequenz aus der gesellschaftlichen Entwicklung in Tschechien. So beinhalten sogar die Daten der Tage, an denen sich die Gegnerschaft zur Mariensäule manifestiert hat, sicher unbeabsichtigt eine religiöse Symbolik. Der Sturz der Mariensäule fiel auf den 3. November. In Teilen Österreichs wird an diesem Tag der Gedenktag „Maria von den armen Seelen“ begangen. Der Tag des Sturzes wird somit ungewollt zum symbolischen Bruch mit den Seelenderer, die im Glauben vorausgegangen sind, zum Symbol des Bruches mit dem Glauben der Vorfahren. Gleichzeitig begeht die Kirche am 3. November den Gedenktag des heiligen Pirmin. Dieser Heilige wirkte in Konstanz und Umgebung, ein Ort, in dem Hus eingekerkert und verbrannt wurde. Der Heilige gründete das Kloster auf der



Mariensäule mit Blick zur Teinkirche

Bodenseeinsel Reichenau. Der Sturz der Mariensäule am 3. November wird somit auch zum Zeichen des Bruches mit den geistlichen Traditionen des ehemaligen Kulturkreises des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, zu dem Böhmen durch gemeinsame Herrscher und gemeinsamen Glauben selbst einmal gehörte. Durch das Nein des Prager Magistrates zur Mariensäule am 15. September wird diese Negativsymbolik des Bruches mit den eigenen geistlichen Traditionen nochmals verstärkt. Denn der 15. September ist nicht nur Gedenktag der Sieben Schmerzen Mariens, sondern auch Gedenktag der heiligen Ludmilla, einer böhmischen Landesheiligen.

Somit wird für mich die Verweigerung der Aufstellung der Mariensäule nicht nur zu einem Fanal für den Umstand, dass eine Umkehr weitgehend nicht erfolgt ist, sondern für einen gläubigen Katholiken bedeutet das Aus für die Statue der Unbefleckten Empfängnis am zentralen Punkt der tschechischen Hauptstadt auch eine Distanzierung von Maria als Schutzpatronin Böhmens. Aus diesem Grunde halte ich die Verweigerung der Wiedererrichtung der Mariensäule in Prag für tragisch. Man entzieht das Land durch diesen Akt der Verneinung freiwillig dem himmlischen Schutz durch die Immaculata, gerade in einer Zeit – man denke an den Konflikt zwischen Nordkorea und den USA – sogar Atomkriege wieder möglich erscheinen. Wahrscheinlich ist es das Wissen um diese Zusammenhänge, welche die Gesellschaft für die Wiedererrichtung der Mariensäule in ihren Bestrebungen nicht müde werden lässt.

Als Christen haben wir immer wieder zu unterscheiden zwischen den Dingen, die wir ändern können und solchen, die wir nicht ändern können. Wenn wir auch nicht die Entscheidung des Prager Stadtrates zurücknehmen können, so sagt uns unser Glaube, dass wir selbst uns immer wieder zum Guten hin bekehren können. Empfangen wir daher die Sakramente und empfehlen uns persönlich immer wieder dem Schutz der Unbefleckten Empfängnis. Stellen wir uns, gerade in kritischen Zeiten, unter den schützenden Mantel der Gottesmutter: Maria, breit den Mantel aus. Mach Schirm und Schild für uns daraus. Lass uns darunter sicherstehen, bis alle Stürme vorübergehn. Patronin voller Güte, uns alle Zeit behüte!

Helmut Gehrman

Gerhard Hirschfelder starb vor 75 Jahren.

Ein neuer Seliger aus dem Bistum Prag

Während der beiden diesjährigen Wallfahrten des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien in die Grafschaft Glatz wies uns Professor Rudolf Grulich im Glatzer-Land immer wieder auf Plakate und Gedenktafeln hin, die in Kirchen und in Schaukästen an den seligen Gerhard Hirschfelder erinnerten und der in Polen heute mehr verehrt wird als in Deutschland. Er wurde wegen einer Predigt von der Gestapo verhaftet und am 27. Dezember 1941 ins KZ Dachau eingeliefert, wo er am 1. August 1942 ums Leben kam. Seliggesprochen wurde er am 19. September 2010. In diesem Jahr begingen wir seinen 75. Todestag.

Gerhard Hirschfelder wurde am 17. Februar 1907 als uneheliches Kind in Glatz geboren. Seine Mutter, Maria Hirschfelder, die ihrem Sohn nie den Namen seines leiblichen Vaters verriet, ermöglichte als Schneidermeisterin ihrem einzigen Kind den Besuch des Gymnasiums und das Philosophie- und Theologiestudium an der Universität in Breslau als Priesteramtskandidat des Erzbistums Prag, zu dem die Grafschaft Glatz damals noch gehörte. Bereits in der Gymnasialzeit engagierte sich Hirschfelder in der kirchlichen Jugendarbeit, gewann dort Sicherheit und Führungsstärke und erkannte früh seine Berufung zum Priesterstand. Seine nichteheliche Geburt brachte ihm jedoch einige Nachteile ein. Er konnte nicht zusammen mit seinem Weihejahrgang geweiht werden, da die in der damaligen Zeit noch notwendige römische Dispens vom Weihehindernis der unehelichen Geburt nicht rechtzeitig eintraf. Ein Kollege seines Weihejahrgangs, Ernst Heinze, schrieb damals: „So konnte unser lieber Hirschfelder nur als Zuschauer die Weihehandlung seines Kurses miterleben; er soll bitterlich geweint haben. Wir alle litten mit ihm.“ Auch seine Primiz konnte er wegen seiner nichtehelichen Geburt nicht in seiner schönen und vertrauten Heimatpfarrkirche St. Maria Himmelfahrt in Glatz feiern, sondern durfte nur in dem sieben Kilometer entfernten Kloster in Bad Langenau seinen erste heilige Messe zelebrieren. Später schreibt Hirschfelder in seinen Kreuzweggebeten: „Herr, wenn man mir auch die äußere Ehre nimmt, ich bleibe doch Kind Gottes, Kämpfer Gottes, Priester Gottes, das kann mir niemand nehmen.“

Dass ein wohlhabender Kaufmann, Oswald Wolff, sein Vater war, hat Hirschfelder nie erfahren. Acht Monate nach seiner Geburt hatte Wolff geheiratet und zwei Töchter und drei Söhne bekommen. In der Familie Wolff durfte nie über den unehelichen Sohn gesprochen werden. Erst durch den Seligsprechungsprozess erfuhr die Familie, dass Hirschfelder der uneheliche Sohn war.



Hirschfelder wurde am 31. Januar 1932 im Dom zu Breslau zum Priester geweiht und hatte als Motto seines Primizbildes das Wort gewählt „Christus, unser Osterlamm ist geschlachtet, Alleluja.“ Man fragt sich dabei: „Ahnte er, was dieses Wort in seiner ganzen Fülle und Tiefe für ihn bedeuten kann?“ Hirschfelder war als Kaplan in Grenzeck/Tscherbeney und später in Habelschwerdt sehr beliebt und gewann als eifriger Seelsorger vor allem die Kinder und Jugendlichen, die lieber zu seinen Gruppenstunden kamen als zu den nationalsozialistischen Jugendverbänden,

wodurch er schnell ins Visier der Gestapo geriet und als staatsgefährdend eingestuft wurde.

Nun setzten die Schikanen ein: Überfälle, Hausdurchsuchungen, Bespitzelungen und öftere Verhöre musste Hirschfelder aushalten. Ihm wurde angedroht, er werde bei weiteren Verstößen gegen die Auflagen „abgeholt“. Da sich bei großen Wallfahrten damals mehr als 2000 Jugendliche versammelten, spitzten sich die Auseinandersetzungen zu. Die Nationalsozialisten wurden immer heimtückischer. Jugendliche warnten Hirschfelder, aber seine Antwort war: „Kinder, ich kann nicht anders, wenn ich sehe, was sich gegen die Kirche und gegen die Menschenwürde tut, ich muss es von Herzen los werden.“

Eines Tages sollen Mitglieder der Hitlerjugend einen barocken Sandsteinbildstock mit dem Bildnis der Krönung Mariens demoliert, dem Christusbild auf dem Bildstock beide Augen ausgeschossen, den Relieffiguren die Köpfe abgeschlagen und dann den Bildstock umgestoßen haben. Dieses Ereignis verurteilte Hirschfelder am folgenden Sonntag (27. Juli 1941) in seiner Predigt. Er sagte von der Kanzel: „Wer der Jugend den Glauben an Christus aus dem Herzen reißt, ist ein Verbrecher.“ Daraufhin wurde Hirschfelder am 1. August 1941 während einer Jugendglaubensstunde verhaftet und abgeholt. Die versammelten Jugendlichen bat er nach Hause zu gehen und sagte zu einem Mädchen: „Bete für mich!“

Nach vier Monaten ohne Verhör im Gefängnis Glatz, Gefangenenbuchnummer 269/41, kam Hirschfelder in das KZ Dachau. Er wurde im Priesterblock untergebracht und erhielt die Nummer 28972. Dort wurde er zu Arbeiten herangezogen, unter anderem tat er auf einer Obstplantage Dienst als „Hilfskapo“. Aber auch im KZ blieb er Priester. Er wollte anderen durch sein Leiden Kraft geben und sah sich als Werkzeug Gottes. So schrieb er an seine Verwandten: „Ich opfere alles für Euch auf.“ Hirschfelder ließ die Not seiner Mitgefangenen an

sich herankommen und teilte sein Leben, seinen Hunger und seine Bedrängnis mit ihnen.

Hirschfelder schrieb: „Unseren wirklichen seelischen Reichtum kann ja die Welt nicht erkennen. Und so kann der Christ, besonders der Priester, der immer fröhliche Mensch sein, weil Christus, für den wir leben, nicht zu töten ist [...]. So werden wir auch nie von der Welt verstanden werden; immer wird sie meinen, wir wären besiegt. In Wirklichkeit hat Christus den Sieg errungen.“

Als Hirschfelder an Paratyphus erkrankte, ließ ihn ein Aufseher zwei Stunden unter der kalten Brause stehen. Durch die Strapazen des KZ geschwächt, konnte er sich nicht mehr erholen, brach zusammen und starb am 1. August 1942. In seinem letzten Brief schreibt er: „Was ist doch alle Welt gegenüber der Herrlichkeit des Himmels, wo es kein Leid, nur Liebe ohne Hass gibt. So wollen wir halt Gottes Willen abwarten und ein starkes ‚Ja‘ dazu sprechen. Er wird es schon gut machen.“

Von Hirschfelder sind aus der Zeit im Gefängnis noch heute viele Texte, Zitate und Briefe erhalten. Bemerkenswerte Gedanken zum Priesterbild nach Paulus brachte er zu Papier und weitere Gebete. Auch verfasste er einen Kreuzweg, der in drei Sprachen zu lesen ist. „Die Welt braucht Menschen, die selbst überzeugt sind und andere überzeugen. Jede Überzeugung braucht jedoch einen tragenden Grund. Dieser Grund ist für Gerhard Hirschfelder Jesus Christus. Wenn auch der Lebensweg nicht immer glatt verläuft, der Glaubende weiß: ‚Gott schreibt auch auf krummen Zeilen grade.‘“ (Prof. Dr. Hugo Goeke)

Zum Schluss seien noch zwei Aussagen von Männern zitiert, die mit Hirschfelder im KZ waren. Der Oblatenpater Engelbert Rehling berichtete: „Herr Kaplan Hirschfelder wohnte mit mir zusammen auf Block 26/3. Er machte auf seine Umgebung einen überaus bescheidenen, fast scheuen Eindruck, übte eine edle Zurückhaltung und war gleichzeitig bereit, jeden Liebesdienst zu erweisen. Er war ein Heiliger“.

Als 1946 Polen die Häuser und Wohnungen der ausgewiesenen Deutschen in Glatz bezogen haben, sollen drei Männer und eine Frau im Wohnzimmer eines Hauses das Bild von Kaplan Hirschfelder gesehen haben. Ein Mann sei plötzlich ganz still und nachdenklich geworden. Er habe sich immer wieder das Bild angesehen und dann gesagt: „Der Mann ist ein Heiliger, mit dem war ich im KZ.“

Angelika Steinhauer

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!

„In Frieden und Freundschaft am Ostseestrand“

70 Jahre seit dem Versöhnungsbrief der Danziger Jugend

Vor 70 Jahren hatte sich die vertriebene katholische Jugend des Bistums Danzig zum ersten Male auf der Jugendburg Gemen im Münsterland versammelt. Der Einladung des Diözesanjugendseelsorgers Dr. Alex Olbrich folgten über 400 Jugendliche, die am neunten Jahrestag der Bischofsweihe ihres nach dem Krieg in Polen inhaftierten Oberhirten Bischof Splett am 24. August 1947 einen Brief „an die katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der Freien Stadt Danzig“ schrieben, den sie als „Gruß in Christus“ bezeichneten. Dieser heute vergessene und oft verschwiegene Brief ist einer der wichtigsten Beweise, dass viele Vertriebene von jenem Geist beseelt waren, der drei Jahre später in Stuttgart in der Charta der Vertriebenen von den Vertretern aller Vertriebenengruppen und Landsmannschaften angenommen wurde. Denn die Vertriebenen verzichteten auf Rache und Vergeltung. „In die Häuser, in denen wir gelebt, in die Schulen, in denen wir unterrichtet wurden und vor allem in den ehrwürdigen Kirchen, in denen wir gesungen und gebetet haben, seid Ihr jetzt eingezogen. Wir aber müssen als aus der Heimat Vertriebene über ganz Deutschland verstreut in Trauer und Wehmut der Heimat gedenken, wie das Volk Israel es einst an den Flüssen Babylons tat.“ Das unterschrieben damals 400 Jugendliche aus Danzig.

Wie andere Vertriebene tröstete auch die Danziger der Blick auf die Heilige Schrift und das Beispiel des nach Babylon verschleppten Volkes Israel. Was Gott damals vor über zweieinhalbtausend Jahren dem Propheten befahl: „Tröste, tröste mein Volk!“, taten die vertriebenen Priester. Dass dies bereits zwei Jahre nach Kriegsende und ein Jahr nach der systematischen und organisierten Vertreibung 1946 auch die Jugend von Danzig annahm und wie die Juden „unter die Zuchtrute Gottes genommen, im Strafgericht seiner Geschichte nicht aufhörte, auf die Rückkehr in die Heimat zu hoffen“, hat für Jahrzehnte die Bildungs- und Versöhnungsarbeit der Danziger Katholiken geprägt. Denn sie haben sich Jahr für Jahr bis 2016 in Gemen getroffen, bald auch mit Polen und Litauern. 1947 waren ihre „Gebete getragen von jenem Geist, der wider alle Hoffnung, auf Heimkehr hofft.“ Der Brief an die polnische Jugend in Danzig „als Brüder und Schwestern im Herrn“ schließt: „Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes lässt uns hoffen, dass der Tag nicht mehr ferne sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen.“

Das ist geschehen, denn seit Langem treffen die vertriebenen Danziger sich auch wieder in Danzig, wo beim letzten Treffen auch

Vertriebenenbischof Hauke teilnahm. Persönlichkeiten wie Paul Lenz-Medoc und Gerhard Nitschke haben Jahrzehnte lang zu dieser Versöhnung beigetragen und die Jugend eingebunden. Das Jahr 1947 war wegweisend.

In jenem Jahr hatten sich die sudetendeutschen Sozialdemokraten mit Wenzel Jaksch an die Vereinten Nationen gewandt und das gleiche taten in Eichstätt und Königstein ostdeutsche Priester, wenn sie an die Weltöffentlichkeit appellierten. Die bayerischen Bischöfe schrieben ihren Hirtenbrief „an alle, welche die natürlichen, gottgegebenen Menschenrechte heilig halten wollen“.

Sich damit wieder zu befassen, hat nichts mit rückwärtsgewandter Nostalgie zu tun. Nein, wir müssen die Vergangenheit kennen, um unsere Gegenwart zu verstehen und hoffentlich auch dadurch die Zukunft zu meistern.

Rudolf Grulich

Vor siebzig Jahren: Ein Monolog über Böhmen

Kulturhistorische und politische Betrachtungen von zeitloser Bedeutung

Im Nachlass des sudetendeutschen Familienforschers Oswald Frötschl, fiel Michael Hanika, dem Leiter des Sudetendeutschen Genealogischen Archivs, die Abschrift eines Monologes eines tschechischen Propstes von 1946 über die Lage in Böhmen in die Hände. Die Blätter fanden sich in einem Ordner mit der Überschrift „Aus der Sammelmappe Anton Kolars“. Hanika war sehr beeindruckt. Auch Prof. Rudolf Grulich bestätigte in einem persönlichen Gespräch die Bedeutung des Textes und wies darauf hin, dass dieses Interview 1947 in der Wiener *Furche* und von Willy Lorenz in seinem Buch *Monolog über Böhmen* publiziert wurde. Ich schließe mich der Meinung Hanikas und Grulichs an und hoffe auf Interesse an dem bearbeiteten Bericht: Interview mit dem tschechischen Propst Václav Kotrch aus Raudnitz gegen Ende des Jahres 1946.

Sie fragen nach meinen Ansichten über die gegenwärtige Epoche der böhmischen Geschichte? Das heißt, sie wollen wissen, was ich als tschechischer Katholik, noch mehr als tschechischer katholischer Priester zu jenen Ereignissen sage, die sich seit ungefähr anderthalb Jahren hier abspielen?

Sehen sie, sagte der Propst, sich wieder umwendend, ich bin jetzt bald 86 Jahre alt, das heißt, ich habe die letzten siebzig Jahre böhmischer Geschichte bewusst miterleben können, siebzig Jahre, die mehr bedeuten als in einem anderen Land, denn in ihnen vollzog sich der Aufstieg des tschechischen Volkes. Als ich 1878 in das Seminar

nach Budweis kam, wusste noch kein Mensch etwas von Masaryk, damals war Palacký noch unmittelbare Vergangenheit, war Rieger der ungekrönte König von Böhmen, gab es noch nicht einmal eine tschechische Universität. In diesen siebenzig Jahren erlebte ich den Fall des „alten Rieger“, des großen Führers der gemäßigten Alt-Tschechen, den Sieg der radikalisierten Jungtschechen und den Aufstieg Kramářs, den Aufstieg Masaryks, den Untergang der Habsburger Monarchie, die neue Republik, den Verlust der Randgebiete, die Hitler-Herrschaft in Böhmen, dann die Befreiung und – die gänzliche Austreibung der Deutschen. Ich hatte in diesen siebenzig Jahren viel Zeit zum Nachdenken darüber, warum so viel Hass und Feindschaft in unserem Land war.

Am Beginn unserer Geschichte steht ein Ereignis, das gleichsam ein Sinnbild ist für die Geschichte des darauf folgenden Jahrtausends – Die Ermordung des heiligen Wenzel. Wir feiern ihn oft und gern diesen Herzog, ohne daran zu denken, dass er von seinem eigenen Bruder ermordet wurde. Dass also Hass von einem Bruder zum andern an der Schwelle unserer Geschichte stand, um in einem ganzen Jahrtausend nicht unterzugehen. Sie werden jetzt wohl sagen, dass ich die Tschechen und Deutschen, die in diesem Land gemeinsam wohnten von einem christlichen Standpunkt aus als Brüder betrachte. Aber gerade das meine ich hier nicht: Sie waren Brüder, weil sie im Sinne des alten Staatsbegriffes zusammen nur eine Nation bildeten, die eine böhmische Nation, eine angeborene Schicksalsgemeinschaft, die zwei Sprachen hatte, eine Nation in gemeinsamer Geschichte im gemeinsamen Land, aber auch infolge der starken Blutsverwandtschaft untereinander. Sicher kennen Sie die kleine Schrift des Historikers Pekař „Vom Sinn der tschechischen Geschichte“, worin er daran erinnert, dass ein Viertel aller Tschechen deutsche Namen trägt und mindestens über die Hälfte deutsches Blut in sich haben. Man braucht sich nur die Namen der heutigen Regierung anzusehen: Gottwald heißt der Premier, Fierlinger sein Stellvertreter, Lauschmann ein anderer Minister. Der Führer der Alt-Tschechen hatte den Namen Rieger.

Und bei den Deutschen in Böhmen liegen die Verhältnisse ähnlich. Wie viele besaßen einen tschechischen Namen, wie viele hatten tschechisches Blut in sich? Und jeder hasste, wenn er die Tschechen hasste, einen Teil seiner Vorfahren, ohne deren Dasein er gar nicht existieren würde. Und ebenso hatte jeder Tscheche der die Deutschen verachtete, vielleicht einen Teil seiner Vorfahren verachtet, einen Teil seiner Eltern. Ich muss darüber lächeln, dass die deutschen oder tschechischen Historiker sich mühten, Karl IV. als einen Angehörigen ihrer Nation zu reklamieren. Ebenso erging es Przemysl Ottokar II. und Wallenstein. In Wirklichkeit dachten diese

alle böhmisch, Feldmarschall Radetzky symbolisiert noch in seiner Person die Verschmelzung zweier Volks-Individualitäten zu einer sieghaften Einheit.

Der böhmische Hochadel und zumal große Männer in seiner Mitte, wie Leo Thun (Anm.: Leopold Graf von Thun und Hohenstein), haben noch bis in die letzte Zeit in gleichem Sinne gedacht. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wandelten sich die Begriffe. Deutsche und Tschechen gerieten auseinander. Diese Tragödie begann 1740, als Friedrich von Preußen Schlesien der böhmischen Krone entriss. Denn durch diesen Verlust wurde das Gleichgewicht der beiden Völker gestört, die Deutschen kamen in eine Minderheit. Die Furcht, von den zahlenmäßigen stärkeren und kinderreicheren Tschechen verschluckt zu werden, war nur begreiflich. Deshalb die mit der Verfassungszeit beginnenden Versuche der Deutschen, immer wieder eine künstliche Mehrheit zu bilden, sei es durch ein besonderes Wahlsystem oder durch eine Verbindung mit anderen Völkern der Donau-Monarchie, den Polen, Italienern, Rumänen. Auf der Flucht vor dem böhmischen Staat, in dem sie sich unsicher fühlten, wurden sie Zentralisten, ja sie wurden sogar - entgegen den föderalistisch gesinnten alpenländischen Deutschen - die Führer des österreichischen Zentralismus. Sie schlugen damit einen Weg ein, der sie diametral von ihren tschechischen Landsleuten wegführte, die das böhmische Landrecht, das sogenannte „Böhmische Staatsrecht“ als grundsätzliche Föderalisten vertraten.

Damals wurden die Brücken zwischen beiden abgebrochen. Wäre dies nicht geschehen, wäre die alte Monarchie nie zum Sturz gekommen. Aber als wir dann die regierenden Herren in dem eigenen Staate wurden, zeigte es sich, dass wir auch nichts gelernt hatten. Wir vergaßen ebenso, dass die Deutschen in Böhmen mit uns eine Lebensgemeinschaft bildeten, wie sie es vergessen hatten. Wir lebten an ihnen vorbei. Der psychologische Moment, die Deutschen auf Böhmen zurückzuführen, wäre nach dem ersten Weltkrieg günstig gewesen. Wir haben diesen Moment versäumt. Das war unsere Schuld. Darüber kommt man trotz allem Reden von Minderheitsrechten nicht hinweg. Wir haben damit die Deutschen politisch ausgebürgert und wundern uns, als sie dann ihr Land, die Randgebiete mitnahmen.

Aber Böhmen ist nicht teilbar. Es bildet ein Ganzes. So holten sich die Deutschen zuerst den übrigen Teil Böhmens und dann die Tschechen wieder das ganze Böhmen. Ein Bruder versuchte dabei, den anderen zu erschlagen.

Sehen Sie, mit der Austreibung der Deutschen aus Böhmen beginnt ein ganz neues Kapitel unserer Geschichte: Unsere Abwendung vom Abendland. Als wir vor einem Jahrtausend in die Geschichte

eintraten, schwankten wir Tschechen lange hin und her, wohin wir uns wenden sollten, nach dem Osten oder dem Westen. Wir haben uns schließlich für den Westen entschieden. Das hatte im Gefolge, dass wir die ganze Lebensform des Westens annahmen. Wir wurden lateinische Christen und wir gliederten uns in die politische Lebensform des Abendlandes ein, in das Imperium Romanum, dessen Oberhaupt Herrscher aus deutschen Geschlechtern waren. Auf drei Seiten waren wir von Deutschen umgeben.

Wer anders als sie konnten durch die ganze Zeit hindurch unsere Lehrmeister sein? Alles, was es an abendländischen geistigen Gütern gab, haben wir durch ihre Hand empfangen, die Reform von Cluny, ebenso wie den Humanismus, die Reformation ebenso wie die Gegenreformation. Die Aufklärung ebenso wie den Nationalismus Herders. Nun plötzlich wollen wir nichts mehr vom Westen wissen, weil wir zu schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht haben. Gegen die Deutschen sind wir eingenommen, weil sie uns zu unterdrücken suchten, und das übrige Europa, so sagen wir, hat uns in der Konferenz von München ebenfalls im Stich gelassen. In unserer Geschichte hat es immer nur ein Entweder-Oder gegeben.

Als wir sahen, dass der Westen sich von uns abwandte und gegen uns war, drehten wir entschlossen um und wandten uns dem Osten zu. Was aber mit sich brachte, dass wir alles aus unserem Körper herauschneiden mussten, was uns an den Westen klammerte. So konnten alle Deutschen, deren Vorhandensein in unserem Land ein sicheres Abziehen von dem Osten bedeutet hätte, aber auch alle Tschechen, die westlich eingestellt sind, bei uns keinen Platz mehr haben. Wir verfolgen ja nicht nur die Deutschen, sondern auch alle westlichen Tschechen, obwohl diese gegen die Nationalsozialisten gekämpft haben. Politisch und sozial denken wir heute östlich. Die Blickrichtung unserer Staatspolitik, die Enteignung des Privateigentums, der Sieg der kommunistischen Partei – dies sind die äußeren Zeichen unseres Eintritts in die östliche Welt.

Vielleicht denken Sie jetzt, dass auch in mir der Tscheche den Katholiken überwiegt. Es ist nicht so. Wohl habe ich mich immer als Tscheche gefühlt, aber ebenso stark böhmisch gedacht. Immer habe ich die Deutschen dieses Landes als einen Teil dieser böhmischen Nation angesehen und ihre jetzige Vertreibung als einen unersetzlichen Verlust betrachtet. Dass die Deutschen viele Fehler gemacht haben und auch schuldig sind? Sicherlich, sie waren dabei nicht allein. Ich habe nicht nur als Priester, sondern weil ich auch immer böhmisch dachte, also aus natürlichen Gründen gegen den Hass und für den Frieden gepredigt. Aber dieser so fruchtbare Boden war steinig und fast immer verschlossen für die Botschaft des Friedens. Das Elbe-Donau-Becken war nicht umsonst der Schauplatz so

vieler Kriege und Schlachten wie kein anderes Gebiet Mitteleuropas. Und heute ist das Christentum nur eine dünne Schicht, genauso wie vor tausend Jahren. Nur wenn das ganze Land in seiner Substanz vom Christentum durchsäuert worden wäre, wäre es wohl anders gewesen. Man sage nicht, dass wir Tschechen christlicher wären, wenn wir dem östlichen Ritus angehörten. Nicht nur der heilige Adalbert, der Lateiner, floh aus diesem Lande aus Verzweiflung, dass es so unchristlich sich gebärdete, sondern auch der heilige Cyrill, der Christ des östlichen Ritus. Es gibt zwar keine Quellen, die belegen, warum dieser Heilige aus unseren Ländern ging und in Rom in ein Kloster eintrat, aber ich bin sicher, dass er dies ebenso wie der heilige Adalbert aus Verzweiflung tat.

Die Liebe zu Böhmen, zum ganzen Böhmen, ist ein großes Kreuz für jeden Christen dieses Landes, ein Kreuz, das selbst Heiligen zuweilen zu schwer wurde. Dieser Heilige ist eine große Beruhigung für jeden Christen dieses Landes, der unter diesem Kreuz zusammen zu brechen droht.

Mitgeteilt von Michael Popović

Die Evangelische Kirche in Mährisch Schönberg

Eingerahmt vom ehemaligen deutschen Gymnasium, der jetzigen Handelsakademie, und von der Villa der früheren Unternehmerfamilie Siegl steht stolz die einstige deutsche evangelische Kirche in Mährisch Schönberg. Die Feiern in Europa zum Gedächtnis der Reformation, 500 Jahre nach dem Anschlag der Thesen Martin Luthers in Wittenberg, sind Anlass, an die frühere deutsche evangelische Gemeinde Augsburger und Helvetischen Bekenntnisses in Schönberg zu erinnern. Die Anregungen und teilweise die Informationen dazu stammen von einem langjährigen Mitarbeiter des Heimatblattes *Mein Heimatbote*, von Herrn Erich Klamert.

Wer heute an den Turm der ehemaligen evangelischen Kirche in Šumperk herantritt, kann in tschechischer und deutscher Sprache folgendes lesen: Die evangelische Kirche mit dem dazu gehörigen Pfarrhaus wurde von der deutschen Kirchengemeinde des Augsburger Bekenntnisses in Mährisch-Schönberg errichtet. Der Grundstein zum Kirchenbau wurde im Jahr 1869 gelegt. Die feierliche Eröffnung fand im Jahre 1874 statt. Als ein Großteil der deutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg die Stadt verlassen mußte, übernahm die Kirchengebäude die Evangelische Kirche der Böhmisches Brüder, die in Šumperk im Jahre 1946 gegründet wurde. Das heutige Aussehen der Kirche ist das Ergebnis umfangreicher Renovierungen in Jahren [sic] 1995 bis 1999.

Die evangelischen und reformatorischen Kirchen in Böhmen, Mähren und Schlesien blicken auf eine lange Geschichte mit schmerzhaften Brüchen zurück. Es war Johannes Hus, der, angeregt durch die Schriften des englischen Philosophen John Wyclif, um 1400 dort den Grundstein für den reformatorischen Glauben legte. Der moralische Verfall innerhalb der katholischen Kirche mit ihren zwei sich bekämpfenden Päpsten und die nationalen Bestrebungen in Böhmen ließen in Prag eine Reformbewegung entstehen. Der Märtyrertod von Johannes Hus 1415 auf dem Scheiterhaufen beim Konzil von Konstanz radikalisierte den niederen Adel und die Böhmen tschechischer Zunge. Es kam zum Aufstand und den Hussitenkriegen (1420 bis 1436), in denen es vor allem auch um die Herrschaftsmacht in den deutsch geprägten Städten ging. Geführt wurden die Kriege mit äußerster Brutalität von beiden Seiten. Die vom Papst ausgerufenen Kreuzzüge gegen die vom katholischen Glauben abgefallenen Böhmen, scheiterten zumeist. Nach langen Verhandlungen kehrte ein gemäßigter Teil der Hussiten, die Utraquisten, in den „Schoß“ der katholischen Kirche zurück und erkannten Sigismund als König von Böhmen an. Die Gruppe der am Urchristentum ausgerichteten Böhmisches Brüder (Jednota bratrská) ging ihren eigenen Weg. Versuche Martin Luthers, die Böhmisches oder Mährische Brüderkirche zu einem Teil der evangelischen Kirche werden zu lassen, scheiterten. Allerdings übernahm Luther einiges Liedgut der Brüderkirche. Einer der wichtigsten Repräsentanten der Brüderkirche war der in Südostmähren geborene Johann Amos Comenius/Jan Amos Komenský (1592 - 1670), Philosoph, Universalgelehrter, Bischof der Brüdergemeine. Seit der Trennung von der Slowakei ziert heute sein Portrait den 200 Kronenschein der Republik Tschechien. Ein 1995 von der Europäischen Union eingerichtetes Programm, das die Zusammenarbeit und den Schüleraustausch von Schulen aller Schulstufen und Schulformen in der Europäischen Union fördert, trägt seinen Namen in latinisierter Form: „Comenius“ Programm. Jan Amos Komenský erhielt seine schulische Ausbildung am Gymnasium der Brüdergemeine in Prerau/ Přerov, studierte Theologie an der calvinistischen Hohen Schule im hessischen Herborn und an der Universität Heidelberg. Nach der Schlacht am Weißen Berg und der einsetzenden Rekatholisierung musste er, wie die meisten seiner standhaften Glaubensbrüder, aus seiner Heimat, dem Herrschaftsbereich der Habsburger fliehen. Auch Karl von Zierotin (bis 1615 Landeshauptmann von Mähren) konnte Comenius auf seinen Besitzungen nicht länger Schutz gewähren. Comenius verließ mit seiner aus Hohenstadt/Zábréh stammenden Frau seine mährische Heimat, wirkte in Polen und Ungarn und verbrachte seine letzten Lebensjahre in Amsterdam. Denn bald galt auch in Böhmen, Mähren und Schlesien der Satz: „Verschiedene Völker ja, aber ein Kaiser und ein

einziges Glaubensbekenntnis!“ Aus den Chroniken erfahren wir, dass in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in Schönberg die „die akatholische Lehre hier die herrschende war [...] Als [...] Fürst Karl von Liechtenstein die Stadt 1622 vom Kaiser Ferdinand dem II. zum Geschenke erhielt, berief dieser, nachdem die Pastoren vom ganzen Gebiete ausgewiesen wurden, einen Jesuiten aus dem Olmützer Collegium hierher, der wieder den katholischen Samen austreute [...].“

Erst das vom Reformkaiser Joseph II. erlassene Toleranzpatent 1781 duldet die freie Glaubensausübung auch für Protestanten und Juden und brach dadurch das Glaubensmonopol der katholischen Kirche. Es dauerte aber noch weitere 80 Jahre bis zum „Protestantenpatent“ von 1861, das die Gleichberechtigung brachte. Die führte auch zu einer regen Zunahme der evangelischen Christen im Reich der Habsburger und natürlich auch in Mährisch Schönberg. Es entstand eine Filialgemeinde, die von Brünn aus bis 1899 von dem Brüner Pfarrer Dr. Gustav Trautenberger betreut wurde. Als Kurator fungierte in Schönberg der Fabrikant Friedrich Ullrich, der neben den Vereinen des Gustav-Adolf-Werks den Bau der evangelischen Christus-Kirche maßgeblich finanzierte. Nach dem Kauf des Grundstückes 1866 wurde drei Jahre später mit dem Bau des Gotteshauses begonnen. Es sollte sich aber deutlich von den katholischen Kirchen der Stadt unterscheiden und durfte keinen Kirchturm haben. Nur ein Bethaus wurde der evangelischen Gemeinde zugestanden. Der Turmanbau an der Christuskirche in Mährisch Schönberg erfolgte erst 1908.

Am 28. Juni 1874 wurde der Neubau feierlich in Gebrauch genommen. Die musikalische Gestaltung oblag den Chören des „Männergesangsvereins 1849 Mährisch Schönberg“. Am Abend des Festtages fand im Saal der bürgerlichen Schießstätte, der bisher auch als Raum für die evangelischen Gottesdienste gedient hatte, ein feierliches Konzert des Wiener Cäcilien- Gesangsvereines zu Ehren der evangelischen Filialgemeinde Mährisch Schönberg statt. Aus der Religionsstatistik von 1910 erfährt man, dass damals die Zahl der evangelischen Christen in der Stadt bei 154 lag, während 162 Bürger als Glaubensbekenntnis israelitisch angaben. Die nach den Beschlüssen des I. Vatikanischen Konzils (1870) zur Unfehlbarkeit des Papstes entstandene Gemeinschaft der Altkatholiken war in kurzer Zeit auf 349 angewachsen. Die überwiegende Mehrheit von 10 929 Menschen bekannte sich aber nach wie vor zur römisch-katholischen Kirche.

Das Ende des Habsburger-Reiches brachte auch die nationale Spaltung der evangelischen Religionsgemeinschaften in dem Nationalitätenstaat Tschechoslowakei. Nur wenige Wochen nach deren Gründung hatten sich die reformierten und lutherischen tschechischen Gemeinden in Böhmen und Mähren zu der *Českokobratrská církev evangelická* (ČCE), der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder

(EKBB) zusammengeschlossen. Sehr viele der darin zusammengeschlossenen Gemeinden hatten ihre geschichtlichen Wurzeln in der Kirche der Böhmisches Brüder, deren Bischof einst im 17. Jahrhundert – wie oben beschrieben – der mährische Gelehrte Johann Amos Comenius gewesen war. Die erste Gemeinde der neuen Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder (EKBB) in Böhmen und Mähren entstand schon im Dezember 1918 ganz in der Nähe von Mährisch Schönberg, in der fast rein tschechischen Gemeinde Schwillbogen/Svébohov, sechs km nordwestlich von Hohenstadt/Zábřeh.

Daneben entstand auch eine rein deutsch-national ausgerichtete evangelische Kirche, über die Kirchenpräsident Erich Wehrenfennig nicht ohne Stolz einmal sagte, dass in „diesem neu entstandenen Selbstverwaltungskörper deutsches Leben und deutsche Gesinnung bewahrt und evangelisches Leben gepflegt werden konnten.“ In den bereits 1919 formulierten Grundsätzen der Deutschen Evangelischen Kirche heißt es: „Die Deutsche Evangelische Kirche in der Tschechoslowakischen Republik umfasst alle deutschen Glaubensgenossen in der Tschechoslowakischen Republik“. Der „Volkstumskampf“ prägte das kirchliche Profil und führte zur Nähe der Nazi-Ideologie. Nach wissenschaftlichen Untersuchungen waren 91,9 Prozent der evangelischen Pfarrer im Sudetenland zur Zeit des Anschlusses an das Deutsche Reich Mitglieder der SdP, der „Henleinpartei“. Mit dem Münchener Abkommen 1938 gehörte auch die evangelische Kirche in Mährisch Schönberg zur „Deutschen Evangelischen Kirche im Reichsgau Sudetenland und im Protektorat Böhmen und Mähren (DEKiSuP)“. Die Reichstagsabgeordneten aus dem Reichsgau Sudetenland waren überproportional evangelischer Konfession. Unter der NS-Diktatur erhoffte man sich, wie es Kirchenpräsident Erich Wehrenfennig ausdrückte, „aus Diaspora, Kirche zu werden“. Und tatsächlich wuchs zwischen 1919 und 1945 die Zahl der evangelischen Christen im gesamten Sudetenland auf 150 000. In Mährisch Schönberg stieg ihre Zahl bis zum Kriegsende auf 1274.

Der letzte deutsche Pfarrer hieß Rudolf Türke, der allerdings von 1942 bis 1945 im Krieg als Sanitäter im Einsatz war und über Österreich in das spätere Bundesland Rheinland-Pfalz gelangte. Dort wirkte er im Dekanat Alzey, wo er 1970 verstarb. In Mährisch Schönberg hatte ihn während seines Kriegseinsatzes der Pfarrer Karl Kautz aus Grulich vertreten. Heute gibt es nach Angaben aus der Českobratrská církev evangelická (ČCE), der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder (EKBB) in Schönberg 300 Gemeindemitglieder, von denen aber nur etwa 100 aktiv sind. Insbesondere die Pfarrerbesoldung wird durch die geringe Zahl der aktiven Mitglieder ein Problem, da die Gemeinde die Kosten alleine aufbringen muss. Reformationsfeiern werden in Šumperk/Mährisch Schönberg im Oktober stattfinden, wie mir von

einem Mitglied des Presbyteriums versichert wurde. Ein Pfarrer aus der Slowakei soll dann neuer Pfarrer der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder in Mährisch Schönberg sein. Die Erinnerung an die Reformation wird auf einem Wappen dokumentiert, das über dem Eingang des großen Pfarrhauses aus den Jahren 1928/29 in der Sudetenstraße angebracht ist. Der Kirchenpräsident Erich Wehrenfennig nahm an den Einweihungsfeiern 1929 teil. Zugleich mit dem Reformationsjubiläum kann in diesem Jahr auch das 550. Gründungsjahr der Böhmisches Brüder gefeiert werden. Martin Luther und Jan Amos Komenský werden sich freuen.

Walter Exler

Der „Vater der Pygmäen“ war ein Schlesier.

**Vor 50 Jahren starb
Pater Paul Schebesta.**

Seit seiner Gründung im Jahre 1000 hat das Bistum Breslau große Missionare hervorgebracht. Erwähnt seien nur der hl. Hyazinth aus Groß Stein als Slawenapostel und Patron von Kiew und die großen Jesuitenmissionare der Barockzeit in Lateinamerika. Im 20. Jahrhundert haben sich eine Reihe von Steyler Missionaren aus Schlesien auch als Missions- und Religionswissenschaftler verdient gemacht, so Pater Paul Schebesta, dessen Todestag sich am 17. September zum 50. Mal jährte. Als Missionar und Missionswissenschaftler reiste er durch viele Teile der Welt und war als „Vater der Pygmäen“ bekannt. Er wurde 1887 in Groß-Peterwitz im Kreis Ratibor geboren, trat in die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (SVD) ein, deren Patres wegen des Mutterhauses in Steyl als Steyler Missionare bekannt sind, und wurde am 29. September 1911 zum Priester geweiht. Als Missionar wirkte er bis 1916 in der damals portugiesischen Kolonie Mozambique, dann redigierte er im Missionshaus St. Augustin die Zeitschrift „Anthropos“, bevor er vom Orden zu weiteren Studien freigestellt wurde. Nach einer wissenschaftlichen Expedition zu den Semang auf der Halbinsel Malakka promovierte er 1926 in Völkerkunde und Ägyptologie an der Universität Wien. Weitere ausgedehnte und ertragreiche Forschungsreisen führten ihn zu den zentralafrikanischen Pygmäen im belgischen Kongo, auf die Philippinen und erneut nach Malakka. Nach dem Zweiten Weltkrieg



waren es erneut die Pygmäen des Kongo, deren religiöse Vorstellungen er erforschte. Er „erfreute sich als Pionier der Völkerkunde und Afrikamissionar großer Wertschätzung. Seine anthropologischen Forschungsergebnisse sind international anerkannt“ heißt es von ihm, der auch als „Baba wa Bambuti“ (Vater der Pygmäen) in einen Stamm aufgenommen wurde. Er unternahm viel für die kleinen Stämme dieses bedrohten Urvolkes, indem er auch Appelle zur Rettung dieser und anderer Naturvölker an die Weltöffentlichkeit richtete. Lang ist die Liste seiner oft mehrbändigen Werke wie „Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri“ und „Die Negrito Asiens“, der populären Reiseberichte und der wissenschaftlichen Aufsätze, die nicht nur in deutscher, sondern auch englischer, französischer und tschechischer Sprache erschienen sind. Ein neues Lexikon der Geographen und Entdecker aus Prag widmet ihm ein Stichwort, da er aus der mährischen Ecke Ratibors stammte. P. Schebesta war nicht nur Mitglied des Anthropos-Instituts, sondern auch korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, er war Honorary Fellow of the Royal Anthropological Institute in London, der Afrikanischen Linguistischen Gesellschaft in Brüssel sowie anderer Institutionen. Er erhielt den Ehrenring der Stadt Wien, das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und Auszeichnungen der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Preßburg und der Prager Akademie der Wissenschaften. Am 17. September 1967 ging er in Mödling heim zu Gott, dessen Verehrung bei den Naturvölkern er erforscht und zu seinem Lebensziel gemacht hatte.

Schebesta war vom Missionshaus Heiligkreuz der Steyler Missionare in Neisse geprägt, dem ersten katholischen Missionshaus auf deutschem Boden, dessen Anstoß zur Gründung bis 1885 zurückgeht. Das Deutsche Reich hatte damals seine ersten Kolonien erworben und Papst Leo XIII. hatte anlässlich einer Audienz den Gründer des Steyler Missionswerkes P. Arnold Janssen gefragt, ob die Gesellschaft des Göttlichen Wortes nicht ein deutsches Kolonialgebiet als Mission übernehmen und ein Missionshaus in Deutschland gründen könne. Die Entscheidung fiel in Deutschland für Schlesien und in der Mission für Shantung in China, wo Deutschland Tsingtau als Schutzgebiet erworben hatte.

In Heiligkreuz wurden nicht nur später berühmt gewordene Missionare aus Schlesien herangezogen, sondern es traten auch aus ganz Deutschland, ja Mitteleuropa junge Männer ein, die später als Steyler Patres in die Mission gingen und Bedeutendes leisteten. Erwähnt sei nur der spätere erste Bischof von Tsingtau, der Oberpfälzer Georg Weig, den noch der Gründer Arnold Janssen für Heiligkreuz aufnahm.

Anlässlich des 50. Todestages von Pater Schebesta sollten wir auch andere schlesische Steyler Missionare erwähnen, wie Martin Gusinde und Paul Arndt, die ähnliche missionarische Leistungen wie Paul Schebesta vollbrachten.

P. Martin Gusinde, der am 29. Oktober 1886 in Breslau geboren wurde, sagt von sich: „Von Haus aus bin ich Biologe, habe viel in physischer Anthropologie gearbeitet, aber die Hauptstärke liegt in der ethnologischen Feldforschung.“ Nach der Priesterweihe 1911 in St. Gabriel in Mödling bei Wien war er von 1912 bis 1918 Lehrer in der chilenischen Hauptstadt Santiago, unternahm dann vier ausgedehnte Feuerland-Expeditionen und widmete sich in der Folgezeit ganz seiner religionswissenschaftlichen Forschungstätigkeit und seinen zahlreichen Veröffentlichungen. Außer zu den Stämmen der Selknam, Yamana und Halakwulup führten ihn Forschungsreisen zu den Pygmäen in Zaïre und Rwanda, zu den Buschmännern in der Kalahari-Wüste, zu den Yupa-Indios im Grenzland von Kolumbien und Venezuela und zu Negrito-Gruppen auf den Philippinen und verschiedenen Stämmen Neuguineas. Er lehrte an den katholischen Universitäten in Washington und im japanischen Nagoya. „Sein Priesterleben war vor allem Dienst an der Wissenschaft und Forschung in dem Bemühen, durch echte wissenschaftliche Arbeit das Wissen um den Menschen und sein Verhältnis zu Gott aufzuhellen. Darin bleibt er leuchtendes Vorbild“, schrieben die Mitbrüder auf sein Sterbebildchen, als er am 18. Oktober 1969 in St. Gabriel starb.

Paul Arndt wurde am 10. Januar 1886 im oberschlesischen Deutsch-Rasselwitz geboren und auf seine Bitte hin als 14-Jähriger im Missionshaus Heiligkreuz aufgenommen. 1908 trat er bei den Steylern ein und wurde nach der Priesterweihe zunächst in der deutschen Kolonie Togo eingesetzt, dann aber im Ersten Weltkrieg interniert und nach Europa zurückgebracht. Bis 1923 unterrichtete er im Mutterhaus Steyl und im Missionshaus in Neisse, ehe er in die indonesische Mission auf die Insel Flores gesandt wurde. Hier widmete er sich nach Spezialstudien der Feldforschung unter den verschiedenen Stämmen und Völkerschaften auf Flores und den benachbarten Inseln Adomare und Sumabawa. Im Zweiten Weltkrieg erlitt er ein zweites Mal das Schicksal der Internierung, als ihn die Engländer nach Indien deportierten. Erst 1948 konnte er nach Indonesien zurückkehren und seine Forscherarbeit im unabhängigen Indonesien in enger Verbindung mit der Mission weiterführen. P. Wilhelm Schmidt, ein Pionier der Steyler Missionsforschung, sah in dieser Arbeitsweise ein Ideal für die Mission, „ein System, das sowohl der Mission als auch der Wissenschaft ausgezeichnete Dienste leistet“. P. Arndt ritt oft stundenlang durch unwegsames Gelände, um in priesterlosen Gemeinden Hunderte von Beichten zu hören, fand aber auch Zeit für seine wissenschaftlichen

Arbeiten wie das Wörterbuch der Ngadha-Sprache oder seine Studien über die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Volkes. Am 20. November 1962 starb er in Mataloko auf Flores, wo er auch begraben liegt.

Rudolf Grulich

Ein Heimatpriester im Geiste des hl. Bonifatius

Dr. Adolf Schindler starb vor 30 Jahren.



Wie alle Priester, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit ihren Pfarrkindern vertrieben wurden, ihre Gläubigen in der Vertreibung weiter betreuten und ihnen bei der Eingliederung in der neuen Heimat halfen, verdient auch Dr. Adolf Schindler höchste Würdigung. In einer kleinen Gedenkschrift nach seinem Tode wird er als Volkspriester von höchster Lauterkeit bezeichnet. Das Schicksal der Vertreibung habe ihn nicht entmutigt, sondern ihn nur bestärkt in seinem tiefen Glauben sowie in seiner Hinwendung zu Menschen, die er in ihrer Not aufrichtete.

Pfarrer Rudolf Hamp, der in seiner Ausbildung ein Praktikum bei Dr. Schindler in Schotten absolvierte, schreibt in seinen persönlichen Erinnerungen: „Unvergessen bleibt mir – wie vielen anderen auch – seine immer gleichbleibende Freundlichkeit, sein herzerfrischender Humor, der mitreißend und heilend wirkte. [...] Er war wie Hefe, die den oft schweren Lebensteig der Leute auflockerte. [...] Ich erinnere mich gerne an die innere Ruhe und Gelassenheit, die Dr. Schindler ausstrahlte, [...] wie er aus dieser inneren Kraft seiner Gottverbundenheit unzähligen Menschen Trost und Hoffnung schenken konnte.“

Adolf Schindler, geboren am 21. Oktober 1907 in Mährisch-Lotschnau bei Zwittau, entstammte einer der ältesten Bauernfamilien des Dorfes. Seine Eltern Johann und Cäcilie Schindler geb. Killer haben ihn sehr geprägt. Adolf Schindler betont, dass vieles, was er studiert, gelesen, gehört und gesehen habe, an ihm ohne tieferen Eindruck vorübergegangen sei, und erklärt: „Nur die Worte meiner

Eltern haben mich immer begleitet, haben mein Denken beeinflusst und mein Handeln bestimmt. Sie sind eine unzerstörbare Kraft fürs ganze Leben.“

Nach seiner Reifeprüfung dachte Schindler zuerst an ein Medizinstudium, denn sein Vater war im August 1927 an Krebs verstorben. Er entschloss sich dann aber doch nach harten Gewissenskämpfen für das Theologiestudium. Die Priesterweihe empfing er 1932 im Dom zu Olmütz und wirkte dann bis zu seiner Aussiedlung 1946 zuerst als Kaplan, dann als Administrator und später als Pfarrer in Bad Groß-Ullersdorf. 1938 promovierte er zum Doktor der Theologie.

Adolf Schindler hat sich in Bad Groß-Ullersdorf sehr wohl gefühlt und setzte sich besonders für die Jugendarbeit ein. Er war sehr beliebt, seine Menschlichkeit wurde gelobt. Bei seiner letzten Predigt vor der Vertreibung sagte er: „Die Zeitverhältnisse zwingen mich, von Euch zu gehen. Aber es gibt keine Trennung für die, die in Gott geeint sind.“ Die Vertreibung und die Anfänge in Schotten hat Pfarrer Schindler wie folgt beschrieben: „Im Laufe des Jahres 1946 wurden 4000 Seelen, jede Woche wenigstens 100, ausgesiedelt und ins Lager der Kreisstadt Mährisch-Schönberg abtransportiert. [...] Ich selbst bekam mit meinem Kaplan Franz Hiemer Ende August 1946 den Ausweisungsbefehl. Meine Pfarrei war bereits ‚atomisiert‘, d.h. auf über 800 verschiedene Orte in Deutschland verstreut.“ Sein Transport hatte in drei Tagen und vier Nächten die Zielstation Gießen erreicht und die Vertriebenen wurden nach einem kurzen Lageraufenthalt mit einem Lastauto nach Stumpertenrod transportiert. Da es ihm nicht möglich war, nach Mainz in die Bischofsstadt zu gelangen, denn Mainz lag in der Französischen Zone, die keine Vertriebenen aufnahm, „fingen wir [Schindler und sein Kaplan Hiemer] im Einverständnis mit dem Ortspfarrer in Nidda gleich mit vordringlichsten Seelsorgsarbeiten an: Versehgänge, Beerdigungen und Sonntagsgottesdiensten in den evangelischen Kirchen ringsum.“ Hinzu kam ein weiterer Einsatz: Da jedem Vertriebenen zwei Festmeter Brennholz zugeteilt war, das aber noch im Wald geschlagen werden musste, aber unter den Vertriebenen viele Frauen und kleine Kinder waren, zogen Schindler und Kaplan Hiemer wochenlang in den Ulrichsteiner Forst „um für alle 30 vertriebenen Familien 60 Meter Brennholz zu machen, wenn auch mit Schwielen an den Händen. Ich tröstete meinen Mitbruder, daß der Apostel der Deutschen, St. Bonifatius, auch in Hessen als Holzschläger angefangen hat; er hat bei Geismar die Donareiche gefällt und aus dem Holz eine Kapelle gebaut. Vielleicht werden auch wir in der oberhessischen Diaspora ein Gotteshaus bauen, was sich dann auch bewahrheitet hat.“

Bischof Dr. Stohr beauftragte Schindler nach einem Vierteljahr, nach Schotten zu gehen und dort mit der Seelsorge zu beginnen.

2000 Vertriebene waren in die Vogelsbergdörfer verteilt worden. Sie sollten in ihrer Niedergeschlagenheit aufgerichtet, getröstet und religiös beheimatet werden. Am 8. Dezember 1946 wurde Adolf Schindler in einem Gottesdienst, der in der evangelischen Kirche abgehalten werden konnte, von Pfarrer Jakob Georgen aus der Gemeinde Nidda, in sein Amt eingeführt. Hierzu bemerkte Schindler: Dies war „eigentlich ein kirchengeschichtlicher Vorgang, denn ich war seit der Einführung der Reformation 1527 durch Philipp von Hessen wieder der erste katholische Pfarrer, der hierher kam. Seither war das Gebiet des Vogelsberges fast durchgängig evangelisch, auch Schotten, das bis 1939 Kreisstadt war. Ich bekam 16 Gemeinden im Vogelsberg zugeteilt.“

Um an den Sonntagen möglichst viele Katholiken zu versorgen, hielt Schindler in der Hauskapelle vormittags zwei Gottesdienste mit Predigt und nachmittags zwei Gottesdienste in den umliegenden Dörfern. „Das geschah mit einem ausgeliehenen Fahrrad, rückwärts den Meßkoffer aufgeschnallt und vorne an der Lenkstange meistens einen Meßdiener, der natürlich nicht in die Speichen geraten durfte. Als Begleiter in der Regel ein Organist auf dem Fahrrad. Im Winter mußte ich in der Regel im Schnee stapfen, den Meßkoffer auf einem geborgten Rodler nachziehend, daß man in dem betreffenden Dorf schwitzend ankam, um vor Meßbeginn noch zu taufen und Beichte zu hören.“ Was für ein Gewinn war es für ihn, als er später ein altes Motorrad geschenkt bekam, das allerdings oft streikte. Auch bekam er dann von einem katholischen Schlosser einen uralten HANOMAG zusammengebaut, der ihm gute Dienste geleistet hat, da auch der Meßdiener und der Organist mitfahren konnten.

Schindler bedauerte aber, dass trotz aller Mühe die seelsorgliche Versorgung der Dörfer unzulänglich war. Er plante den Kirchenbau, gründete einen freiwilligen Arbeitsdienst und verkaufte Kirchenbausteine für eine DM. Am 4. August 1951 war die Grundsteinlegung und am 23. August bereits das Richtfest.

Auch die Kapellenwagenmission des Prämonstratenser Paters Werenfried van Straaten wurde sehr begrüßt. „Wegen dieser religiösen und caritativen Hilfe ließ ich jedes zweite Jahr an jedem Ort eine 4- bis 6-wöchige Zeltmission abhalten. Diese Missionen haben erheblich beigetragen, den Heimatglauben der Vertriebenen zu erhalten und zu festigen. Denn – Geld verloren – wenig verloren, Heimat verloren – viel verloren, Glauben verloren – alles verloren.“ schreibt Adolf Schindler.

Die Sorge der Heimatpriester um ihre Heimatpfarrei war sehr groß. „Unsere heimatverstoßenen Pfarrkinder, nun verstreut in aller Welt, waren verzweifelt und ratlos. Sie brauchten Tröstung, Aufrichtung, Zuwendung und Hilfestellung. Viele Männer waren noch in Kriegs-

gefangenschaft und suchten nach ihrer Entlassung ihre vertriebenen Angehörigen“, klagte Schindler und schrieb regelmäßig Seelsorgebriefe. Man kann sich heute gar nicht vorstellen, wie die Heimatpriester das alles geschafft haben.

Pfarrer Schindler nahm am 18. September 1977 Abschied von Schotten und verlebte seinen Ruhestand in Okarben. Aber auch hier war er weiterhin seelsorglich tätig. Sein goldenes Priesterjubiläum durfte er am 12. April 1982 feiern. Gestorben ist er am 29. August 1987 in Karben. Es wäre zu begrüßen, dass heuer, nachdem 2016 des 40. Todestages von Pfarrer Baruschke gedacht wurde, in diesem Jahr der BdV beim alljährlichen Vertriebenengottesdienst des Wetteraukreises des Heimatpriesters Schindler gedenken würde.

Angelika Steinhauer

Wallfahrten und Studienreisen 2018

Auf vielfachem Wunsch unserer Leser und Teilnehmer früherer Fahrten kündigen wir schon jetzt unsere Wallfahrten und Studienreisen für 2018 an. Wie in den Vorjahren werden wir eine Wallfahrt mit dem Hilfswerk Kirche in Not durchführen und die gleiche Fahrt auch als Studienfahrt anbieten: **6. bis 12. Mai** Studienfahrt und **3. bis 9. Juni** Wallfahrt nach Nordböhmen und Prag.

Beide Fahrten sollen zeigen, dass Wallfahrten früher keine Grenzen kannten, denn Gläubige aus Sachsen und Bayern besuchten Wallfahrtsorte in Böhmen und umgekehrt. Wir werden im böhmischen Raudnitz an der Elbe wohnen und von dort die Bischofsstadt Leitmeritz besuchen, das romantische Elbetal mit Burgen und Sehenswürdigkeiten kennenlernen, aber auch die Wallfahrtskirchen Maria Kulm, Mariaschein und Philippsdorf, das „böhmische Lourdes“, besuchen sowie Prag und Dresden.

Zum 10. Jahrestag unseres Hauses Königstein nach dem Umzug aus der Stadt Königstein werden wir vom 12. bis 16. September für die Pfarrei Nidda und ihre Nachbarpfarreien in der Wetterau eine Wallfahrt ins Egerland und nach Prag vorbereiten. Bei der Vertreibung der Sudetendeutschen kamen 1946 in 394 Vertreibungszügen mit je 40 Viehwaggons über 400 000 Sudetendeutsche nach Hessen. So wurde das konfessionelle Bild Oberhessens verändert, denn für die zu über 90 Prozent katholischen Vertriebenen wurden neue Kirchen gebaut und entstanden neue Pfarreien. In Nidda waren die meisten Vertriebenen Egerländer. Deshalb führt die Wallfahrt ins Egerland in die Heimat von Pfarrer Stingl und nach Prag. Wir werden in Marienbad im Hotel „Krkonoš“ (Rübezahl) Quartier nehmen und von dort aus auch Karlsbad und Franzensbad erleben, das Stift Tepl und die Wallfahrtsorte Maria Loreto, Maria Kulm und Maria Stock.

Unser Bücherangebot

Neu:

Arnold Spruck, **„Wurzeln und Wege“. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda.** 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.** 336 Seiten. EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948,** (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche. **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz.** 2017, 192 Seiten. EUR 9,80.